

Matthias Richter
Psychotherapie zwischen Neurowissenschaften
und Kunst der Begegnung

Forschung Psychosozial

Matthias Richter

Psychotherapie zwischen Neurowissenschaften und Kunst der Begegnung

**Eine Standortbestimmung
in Zeiten der Technisierung**

Psychosozial-Verlag

Zugl. Diss., Philosophische Fakultät Heidelberg, 2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Oskar Schlemmer, *Die beiden Pathetiker*, 1932

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

www.me-ti.de

ISBN 978-3-8379-2863-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-7483-6 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	15
1 Die Herausforderung der Neurowissenschaften	15
2 Der Einfluss der Neurowissenschaften auf die Psychotherapie	23
3 Zum Aufbau dieses Buchs	35
I Was verrät uns die Hirnforschung?	39
1 Ist Bewusstsein nur die Innenseite der Hirnprozesse?	40
2 Das Gehirn als Integrationsorgan	55
3 Offene Fragen	69
II Die Methode der pragmatischen Reflexion	79
1 Der empirisch-technische Ansatz	80
2 Der theoretische Ansatz	84
2.1 Das Menschenbild in der Hirnforschung	85
2.2 Grenzen des theoretischen Ansatzes	90
3 Die pragmatische Reflexion	99
3.1 Durchgang – Erkenntnistheoretische Verortung der Naturwissenschaften	102
3.2 Ausgang – Existenzialismus: Vom Menschenbild zur konkreten Person	103
3.3 Zugang – Selbstreflexion: Das Verhältnis von Theorie und Praxis	113
4 Zur Fragestellung	116

III	Der Mensch als Gegenstand der Neurowissenschaften	121
1	Das technische Erkenntnisinteresse der Naturwissenschaften	122
1.1	Die Entstehung der Naturwissenschaften	122
1.2	Transzendentalpragmatische Wissenschaftstheorie	129
1.3	Das relative Recht des Pragmatismus	136
2	Psychophysischer Zustand – Der Mensch aus Sicht der Wissenschaft	142
IV	Die Person als Teilnehmer zwischenmenschlicher Praxis	151
1	Zwischenmenschliche Praxis	152
1.1	Praxis als Selbstzweck und Begegnung	153
1.2	Person, Anerkennung und Identität	167
1.3	Exkurs: Dialektik der Beziehung	185
1.4	Praxis der Freiheit	195
2	Personales Verstehen und Transzendenz	216
3	Psychotherapie als zwischenmenschliche Praxis	231
V	Zum Verhältnis von instrumentellem Handeln und zwischenmenschlicher Praxis	249
1	Vernünftige Verhältnisse	251
1.1	Instrumentelles Handeln gründet in der zwischenmenschlichen Praxis	252
1.2	Sinnvolles Handeln in der Psychotherapie	260
2	Verkehrte Verhältnisse	276
2.1	Technisierung der Lebenswelt	276
2.2	Kolonialisierung der Psychotherapie und die Frage der Emanzipation	293
VI	Technisierung der Psychotherapie	307
1	Zweckrationalisierung durch die quantitative Psychotherapieforschung	308
2	Technisierung durch die Neurowissenschaften	319
VII	Fazit zum Nutzen der Neurowissenschaften	333
1	Anwendung von Biotechnologien	334
2	Neurobiologische Diagnostik	336

3	Die Ausrichtung therapeutischen Handelns an neurobiologischen Kriterien	339
4	Weitere Nutzenvorstellungen für die Psychotherapie	343
5	Wissenschaftlich-konzeptuelle Erkenntnisse	350
6	Helfen die Neurowissenschaften, besser zu verstehen?	352
7	Fazit zum Nutzen der Neurowissenschaften	354
VIII	Die Herausforderung: Psychotherapie als Kunst	359
1	Technik als Dispositiv – Mechanismen der Entfremdung	360
2	Heidegger: Technikkritik als Besinnung auf die Kunst	375
3	Psychotherapie als Kunst der Begegnung	391
	Schluss	407
	Literatur	419

»Mensch unter Menschen zu sein und es auch immer zu bleiben, das ist der Sinn des Lebens, das ist seine Aufgabe.«

*(Fjodor M. Dostojewski,
Brief an seinen Bruder Michail)*

Vorwort

Was mich zu diesem Buch bewegt hat: Während meines Studiums der Psychologie und Philosophie hat mich die humanistische Haltung von Carl Rogers, Martin Binswanger, Viktor Frankl und Erich Fromm sehr angesprochen. Im Bereich der Philosophie interessierten mich insbesondere der Existenzialismus, der Dialogiker Martin Buber und später auch die Frankfurter Schule. Durch diese theoretische Auseinandersetzung – aber auch aufgrund persönlicher Erfahrungen – wuchs in mir die Überzeugung, dass das, was Personen in Krisen hilft, vor allem die gelingende Gestaltung von zwischenmenschlichen Beziehungen ist. Gleichzeitig wurde ich am Psychologischen Institut und dem Universitätsklinikum mit einer quantitativen Psychotherapieforschung konfrontiert, deren Methode zur Erfassung gerade dieser zwischenmenschlichen ›Wirkweise‹ durchaus fraglich erscheinen kann. Die von Psychotherapeuten tagtäglich praktizierte zwischenmenschliche Beziehung wird hier nach mehr oder weniger psychologistischen und gegenständlichen Vorstellungen modelliert und muss damit weitgehend unverstanden bleiben. Dabei könnte eine diesbezüglich adäquate Begrifflichkeit nicht nur die zwischenmenschliche Praxis in der Psychotherapie bewusster zu kultivieren erlauben, sondern den beziehungsorientierten Psychotherapeuten zudem einen wissenschaftlich selbstbewussteren bzw. wissenschaftstheoretisch eigenständigen Standpunkt ermöglichen. Hierzu ließe sich an Philosophen wie Martin Buber, Max Scheler, Martin Heidegger oder Peter Sloterdijk anknüpfen, die die Existenz des Menschen als ein In-Beziehung-Sein in bereichernder Weise reflektiert haben.

In meiner Ausbildung zum tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapeuten lernte ich dann das Selbstverständnis der zwischenmenschlichen Praxis in der Psychoanalyse schätzen. Dazu gehören insbesondere das Bewusstsein für die

Bedeutung der therapeutischen Beziehung, die forschende, nicht wertende und selbstkritische Haltung des Psychotherapeuten sowie der offene Ausgang des therapeutischen Prozesses. Als wertvoll empfinde ich auch die ursprünglich gesellschaftskritische Dimension der Psychoanalyse, die insbesondere Erich Fromm in einer für mich überzeugend humanen Weise vertreten hat. Nicht zuletzt in meiner täglichen Arbeit mit Patienten heute wird deutlich, wie sehr Menschen in unserer Gesellschaft unter Leistungsdruck, entfremdenden Lebensverhältnissen und dem vergleichend-objektivierenden Blick einer allgegenwärtigen Selbstvermarktung leiden – psychisches Leid demnach auch Folge der Fragmentierung unserer zwischenmenschlichen Praxis ist, wie sie zum Beispiel Hannah Arendt, die Frankfurter Schule oder Gernot Böhme als Technisierung und Ökonomisierung kritisieren.

So bieten insbesondere Kritische Theorie, Existenzphilosophie und Leibphänomenologie wichtige, anschlussfähige Begriffe für die Psychotherapie: Ihre Anwendung auf die psychotherapeutischen Konzepte würde diesen ermöglichen sich mit geistesgeschichtlich bodenständigen Begriffen wieder in gesellschaftliche Diskurse einzubringen und umgekehrt die gesellschaftlichen Prozesse vom therapeutischen Standpunkt aus kritisch zu beleuchten. Dieser Weg wird aber aktuell nicht beschritten. Stattdessen erhofft sich selbst die Psychoanalyse, ihre gesellschaftliche Geltung durch den Brückenschlag zu den Neurowissenschaften zu erhalten. Prominente Neurowissenschaftler wie Eric Kandel und Gerhard Roth reichen ihr dazu die Hand. In der vorliegenden Studie soll begründet werden, warum mit dieser Annäherung gerade das ›Gold‹ der Psychoanalyse, nämlich ihr Empfinden für eine freie zwischenmenschliche Praxis, verspielt werden könnte.

Die Reflexion der psychotherapeutischen Praxis in Auseinandersetzung mit den Neurowissenschaften vollzieht die vorliegende Studie unter Bezug auf verschiedene Wissenschaftsdisziplinen – was auch bedeutet, dass sie sich keinem dieser methodologischen Ansätze unterwirft. Dies ist keine streng philosophische Arbeit im akademischen Sinne der analytischen Philosophie. Dies ist auch keine soziologische Arbeit im engeren Sinne und schon gar nicht ein empirischer Beitrag zur Psychotherapieforschung oder Neurowissenschaft. In diesem methodologischen ›Mängelwesen‹ der vorliegenden Studie liegt aber zugleich ihr Potenzial: eine Universalität, die den umfassenden wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und persönlichen Zusammenhang der gestellten Nutzenfrage überhaupt erst erkennen lässt. So folgt das vorliegende wissenschaftliche ›Grenzgängertum‹ nicht nur persönlichen Vorlieben, sondern versucht durchaus mit Methode, seinem Gegenstand gerecht zu werden. Die wissenschaftliche Leistung liegt in dem Versuch, eine umfassende Perspektive zu eröffnen, unter deren Hin-

sicht die zu behandelnden Themen sinnvoll verortet werden können. Am ehesten entspricht diese Studie damit wohl dem Bereich der >praktischen Philosophie<. Sie richtet sich an jeden, der mit Reflexionsbegriffen aus Philosophie, Soziologie und Psychotherapie über die psychotherapeutische Praxis nachdenken möchte.

Das vorliegende Buch entspricht meiner Dissertation auf dem Philosophischen Seminar der Universität Heidelberg, 2018 erschienen unter dem Titel: *Psychotherapeutische Praxis. Psychotherapie im Spannungsfeld von Neurowissenschaften und Kunst der Begegnung*. Das Stipendium für die Ausarbeitung dieser Studie wurde finanziert durch das Interdisziplinäre Forum für Biomedizin und Kulturwissenschaften (IFBK) im Rahmen der Exzellenzinitiative des Marsilius-Kollegs der Universität Heidelberg. Thomas Fuchs hat als Inhaber der Karl-Jaspers-Professur die dafür erforderlichen Strukturen und Bedingungen geschaffen. Auch der philosophische Ansatz dieser Studie ist aus einer bereichernd-kritischen Auseinandersetzung mit dessen Arbeit hervorgegangen. Inhaltlich waren die philosophischen Gespräche mit Ralf Gleide und Oliver Florig von besonders großem Wert. Dank auch an Angelika Gilliard, die mich durch ihre berufliche und menschliche Unterstützung in dieser Arbeit bestärkt hat. Ich danke vor allem Manuela Jähmig, die dies alles durch viel Geduld, Verzicht und kluge Textarbeit mitgetragen hat.

Einleitung

»Von jeher hat die Psychiatrie im Ganzen der medizinischen Wissenschaft und der ärztlichen Heilkunst eine Sonderstellung inne [...]. Als ärztliche Kunst steht sie immer nur an der Grenze zur Wissenschaft und lebt von ihrem unauflöslichen Zusammenhang mit der ›Praxis‹. Praxis aber ist nicht bloß eine Anwendung von Wissenschaft [...]. So liegt es tief begründet, daß der Arzt seinen Beruf nicht nur als Forscher oder Wissenschaftler versteht, aber auch nicht als ein bloßer Techniker, der die Wissenschaft und ihre Erkenntnisse für das Gesundmachen zur Anwendung bringt. Es ist ein Moment der Nähe zur Kunst darin.«

(Hans Georg Gadamer, 1993, S. 17)

1 Die Herausforderung der Neurowissenschaften¹

Der Anlass zu dieser Studie war die Frage nach dem möglichen Nutzen der Neurowissenschaften für die Psychotherapie. Was können die Neurowissenschaften leisten und wo liegen ihre Grenzen? Welche Maßstäbe können wir bei dieser Fragestellung heranziehen und was wäre ein geschicktes Vorgehen?

Nun könnte man meinen, dass es sich hierbei um eine höchst spezielle Fragestellung handelt, die nur einen kleinen Ausschnitt unserer Lebenswelt zu ihrer Beantwortung in Betracht zu ziehen hätte. Dem aber ist nicht so. Die Neurowissenschaften stellen als neue wissenschaftliche Leitdisziplin in ihrem weitgehenden Erklärungsanspruch die Kulmination eines gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozesses dar. Auch die Psychotherapie ist nicht einfach nur eine Tätigkeit, wie es eine Vielzahl anderer Berufe ist. Psychotherapie ist in der säkularisierten Lebenswelt jener institutionelle Bereich, in dem die menschliche Existenz als Ganzes zur Aufgabe wird – eine Art moderne ›Seelsorge‹, wie sie früher dem Schamanismus, den Mythen, Religionen und Weisheitslehrern vorbehalten war. Wenn nun die aktuelle Leitwissenschaft in jenen besonderen Bereich Einzug hält, in dem sich für eine Person die Frage des gelingenden Lebens als Ganzes stellt,

¹ Zur flüssigeren Darstellung wird in der Einleitung auf wissenschaftliche Belege verzichtet. Die zentralen Aussagen werden im Verlauf der vorliegenden Arbeit aufgegriffen, ausführlicher argumentiert und selbstverständlich auch entsprechend belegt.

dann konkretisiert sich in den dadurch entstehenden Fragen eine zentrale *Aufgabe unserer Zeit*.

Aber kommen wir zurück zur Fragestellung. Die konkrete Frage lautet nicht, was die Neurowissenschaften >so alles können<, sondern inwiefern sie im spezifischen Kontext der Psychotherapie von Nutzen sein können. Wenn die Neurowissenschaften ermöglichen, Hirnprozesse zu beobachten, sie nach allgemeinen Wirkmechanismen zu erklären und womöglich auch gezielt in sie einzugreifen, dann wäre hier die Frage, inwiefern dies alles *für die Psychotherapie von Nutzen* sein kann. Bisher sind die Neurowissenschaften kaum in die Psychotherapie integriert, es gibt jedoch die verschiedensten Bestrebungen, sie in der Zukunft mehr in die psychotherapeutische Praxis einzubinden. Wir können also nicht von empirischen oder phänomenologischen Tatsachen ausgehen, da diese noch gar nicht eingetreten sind – und selbst wenn sie bereits eingetreten sein sollten, müssen sie ja nicht genau so fortbestehen. So lautet die Nutzenfrage also genauer: *Wie sollte der Umgang mit den Neurowissenschaften wünschenswerterweise gestaltet werden, damit er für die Psychotherapie von Nutzen sein kann?*

Jeder Nutzen von etwas kann nur im Hinblick auf einen Zweck oder Wert beurteilt werden. Der Nutzen der Neurowissenschaften im psychotherapeutischen Kontext muss folglich nach dem Zweck oder Wert von Psychotherapie beurteilt werden. Aber was ist eigentlich Psychotherapie, wie wirkt sie genau und worin liegt ihr Wert? Die Herausforderung der Neurowissenschaften für die Psychotherapie könnte nicht zuletzt in einer solchen *Besinnung auf die psychotherapeutische Tätigkeit* selbst liegen. Psychotherapeuten könnten sich auf ihre psychotherapeutische zwischenmenschliche Praxis besinnen, ihre eigene Haltung und Wirkweise dabei reflektieren und, was sie im praktischen Vollzug als besonders wertvoll erleben. Dies wäre meines Erachtens eine Voraussetzung dafür, die Frage nach dem Nutzen der Neurowissenschaften in der Psychotherapie überhaupt sinnvoll zu beantworten – verwunderlich ist nur, dass eine solche Besinnung bislang kaum stattfindet.

Der Raum zur Selbstreflexion scheint wie versperrt durch die rege Betriebbarkeit der empirisch-quantitativen Psychotherapieforschung. Psychotherapie als kassenfinanzierte Institution unserer Gesellschaft ist nach dem Sozialgesetzbuch bzw. den Psychotherapierichtlinien >zweckmäßig< und >wirtschaftlich< zu organisieren. Die Gewähr hierfür soll vor allem der statistisch nachweisbare Effekt psychotherapeutischer Interventionen auf empirisch beobachtbare Kriterien der Symptomreduktion und Funktionalität sein. Im Sinne dieser >evidence-based medicine< wäre nun auch der Nutzen von neurowissenschaftlichen Techniken und Erkenntnissen schlicht am Effekt auf die Symptomreduktion und Funktionalität zu bemessen.

Die Neurowissenschaften sollen aber nicht nur therapeutisch effektive Interventionen, sondern darüber hinaus auch das Instrument zur Messung des gefragten Effekts liefern. Sofern sich moderne Psychotherapie als ein *wissenschaftlich fundiertes Verfahren* versteht, leidet sie gegenüber den >hard facts< anderer Wissenschaften immer schon an ihrer wenig messbaren Empirie und ihren mehrdeutigen Konzepten. Wenn die Neurowissenschaften erlauben sollten, psychotherapeutische Konzepte und Ziele neurobiologisch zu definieren, den Nutzen der Psychotherapieforschung empirisch zu erhärten und so das wissenschaftliche Selbstverständnis aufzuwerten, dann wird man sich dieser Aussicht gegenüber kaum verschließen können, nach dem Motto: »Ich mache Psychotherapie weiter wie bisher, schließlich gab es auch vor den jüngeren neurowissenschaftlichen Erkenntnissen schon gute Psychotherapeuten.« Ein solcher psychotherapeutischer Konservatismus wäre erstens kein gutes Argument und zweitens würde er der raumgreifenden Dynamik gegenwärtiger Verwissenschaftlichung wohl früher oder später weichen müssen.

An dieser Stelle gilt es, noch einmal einen *Schritt zurückzutreten* und den Blick darauf zu lenken, wie wir in unserer Gesellschaft mit technischen Innovationen und wissenschaftlichen Erkenntnissen für gewöhnlich umgehen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig zu verstehen, dass die Neurowissenschaften und die damit verbundenen Biotechnologien kein isoliertes Ereignis und auch kein neutrales Instrument darstellen. Die Entwicklung der Neurowissenschaften und Biotechnologie ist Teil eines gesamtgesellschaftlichen Prozesses, dessen kulturelle Strömung ich >wissenschaftliche Aufklärung< nennen möchte.

Ursprünglich bedeutete >Aufklärung< der Appell an den Einzelnen, sich seines Verstandes zu bedienen bzw. eine *kritische Urteilsfähigkeit* zu bilden und sich darüber von traditionellen Dogmen und autoritären Machtstrukturen zu emanzipieren. Wo früher noch Mythen, Dogmen und Traditionen herrschten, machten sich Menschen fortan eigene Gedanken und begannen, das gesellschaftliche Leben entsprechend zu organisieren. Ehemals in sich geschlossene Machtstrukturen brachen auf und verschiedene Systeme wie Recht, Kultur und Wirtschaft differenzierten sich aus. Diese >Ausdifferenzierung< oder auch >Rationalisierung< unserer Gesellschaft ist eine grundlegende Bedingung dafür, dass Personen ihr Leben seither selbstbestimmt leben konnten. Bei dieser Entwicklung standen die Naturwissenschaften für die nicht mehr elitäre Möglichkeit und das Recht, sich selbst Gedanken zu machen. Wie durch Galilei demonstriert, hat die empirisch ausgerichtete Methodologie der Naturwissenschaften ermöglicht, die Deutungs-
hoheit von Kirche und Staat infrage zu stellen. Noch heute assoziieren deshalb viele Menschen die naturwissenschaftliche Weltanschauung überaus eng mit der

Emanzipation von herrschenden Ideologien bzw. mit Individualismus, Demokratie und Liberalismus.

Im Zuge der bald einsetzenden wissenschaftlichen Erfolge weitete sich der *Geltungsanspruch der Naturwissenschaften* aus und das Projekt der Aufklärung wurde weitgehend mit ihnen *identifiziert*. Heute sollen uns vor allem die Naturwissenschaften darüber >aufklären<, wie die Welt eigentlich beschaffen ist oder wie eine Gesellschaft zu ihrem Wohle am besten zu organisieren sei. Wie wenig das noch mit Aufklärung im ursprünglichen Sinne zu tun hat, erkennen wir daran, wie stark heute die individuelle Urteils- und Kritikfähigkeit in weiten Bereichen der Gesellschaft und insbesondere gegenüber den Wissenschaften zurückgegangen ist. Die Aufklärung als individuell zu leistende Aufgabe wurde gewissermaßen an die anonyme Verfahrensweise der naturwissenschaftlichen Methode delegiert. Dies ist problematisch, weil Werte wie Individualismus, Demokratie und Liberalismus tatsächlich nur in der Kultur einer freien zwischenmenschlichen Praxis als individuelle Aufgabe verwirklicht werden können. Wesentliche Aspekte der modernen Aufklärung wie Demokratie und Selbstbestimmung können nur gelingen, wenn Personen eine entsprechende Beziehungs- und auch Streitkultur miteinander pflegen und sich im öffentlichen Leben engagieren. Indem wir uns über Werte verständigen, sie uns gegenseitig vorleben und so erfahrbar machen.

Die naturwissenschaftliche >Aufklärung< selbst aber muss für die Gestaltung einer solchen *Öffentlichkeit im Sinne eines politisch-praktischen Lebens* einen blinden Fleck haben. Denn die Naturwissenschaften, aber auch die quantitativen Verhaltenswissenschaften sind auf einer kategorial anderen Handlungsebene angesiedelt als die erwähnte >zwischenmenschliche Praxis<. Die quantitativen Wissenschaften geben uns Handlungssicherheit durch Konzepte und Innovationen im Funktionskreis des >technischen< bzw. >zweckrationalen Handelns<. Ereignisse der zwischenmenschlichen Praxis wie Beziehung, Verantwortung, Identität oder Freiheit aber können nicht nach der zweckrationalen Logik der quantitativen Wissenschaften rekonstruiert oder gar hergestellt werden. Weil aber in weiten Bereichen der Öffentlichkeit die Naturwissenschaften dennoch mit Aufklärung assoziiert werden, ist heute das kategoriale Missverständnis verbreitet, Aufklärung lasse sich durch wissenschaftliche oder auch technische Innovationen umsetzen – zum Beispiel als könne das Wirtschaftswachstum unsere Freiheit oder ein >gutes Leben< sichern.

Diese Gleichsetzung von >Wissenschaft< mit >Aufklärung< und eine damit verbundene Verflachung des öffentlichen Lebens hat als kulturelle Strömung eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung begünstigt, die auch als >Technisierung<

und ›Ökonomisierung‹ unserer Lebenswelt beschrieben wird. Bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts vermochte die Frankfurter Schule diesbezüglich treffende Analysen zu liefern, indem sie zeigt, wie Personen als Teil der gesellschaftlichen Systeme in ihrem Handeln durch Systemzwänge quasi von außen geleitet und selbst noch zwischenmenschliche Beziehungen gemäß Effizienz und Funktion organisiert werden. Ein wesentliches Merkmal der Technisierung und Ökonomisierung ist hierbei, dass die *Personen selbst aus dem Blick geraten* und stattdessen bloße Effizienz und Steigerung zu einem Pseudo-Selbstzweck des gesellschaftlichen Lebens mutieren.

Die Dynamik der ›Verdinglichung‹ ist heute keinesfalls entschärft, nur weil sich die ehemals autoritären Organisationsformen hin zu einer subtileren Vergesellschaftung des Subjekts verändert haben. Mit Blick auf die neuen Technologien wie das Internet der Dinge oder die Industrialisierung 4.0 und in Anbetracht einer weitgehend entkoppelten, unser Leben aber durchaus bestimmenden Kapitaldynamik könnte dieser Prozess nur eine neue, andere Form der Totalität angenommen haben. Entsprechend können wir heute erleben, dass bei der Einführung neuer Technologien oft gar *nicht mehr die Frage nach der Sinnhaftigkeit bzw. ihrem Wert für ein gelingendes oder gutes Leben gestellt wird*. Wissenschaftliche Erfindungen wie auch ihr Einsatz in der Lebenswelt folgen einer gesamtgesellschaftlichen Dynamik, bei der man sich oftmals verwundert fragen muss: Wer hält das alles für sinnvoll? Und: Treffen wir überhaupt noch Entscheidungen oder ›passiert‹ das einfach alles?

Für den Zusammenhang mit unserer Fragestellung ist auffallend, dass gerade die populären *Neurowissenschaftler und quantitativen Psychotherapieforscher* gern mit dem besagten Impetus der wissenschaftlichen Aufklärung argumentieren. Nach Meinung dieser Forscher sollen uns die Neurowissenschaften zum Beispiel darüber ›aufklären‹, ob es wirklich eine Willensfreiheit gibt, oder wie effektiv die Psychotherapie tatsächlich ist. Oft lässt sich bei ihnen hierbei auch dieselbe kurzschlussige Verbindung von wissenschaftlicher Aufklärung mit den Werten einer humanen Gesellschaft erkennen. Wenn Gerhard Roth oder Wolf Singer zum Beispiel auf Grundlage der neurowissenschaftlichen Forschung die Willensfreiheit und damit auch unseren Schuldbegriff infrage stellen, dann meinen sie, dies sei nicht nur rational, sondern eben auch human. Wir treffen also auch hier auf das kategoriale Missverständnis, Fragen aus dem Bereich der zwischenmenschlichen Praxis und des gelingenden Lebens durch quantitativ-wissenschaftliche Erkenntnisse erklären und zweckrational organisieren zu wollen.

Mit dieser Art *technischen Denkens* treffen die populären Neurowissenschaften auf ein Gesundheitswesen, in dem die Technisierung und Ökonomisierung

bereits in vollem Gange ist. Immer offensichtlicher werden im medizinischen Bereich auch bei Diagnose und Intervention finanzielle Kriterien handlungsleitend. Immer öfter verirren sich Patienten in formal organisierten Behandlungsabläufen und technisch komplexen Verfahrensweisen, ohne dass sich noch jemand umfassend ihrer individuellen Situation annehmen könnte. Die individuellen Entscheidungen werden sowohl den Therapeuten als auch den Patienten von technisierten Abläufen, standardisierten Behandlungsmanualen und Evaluationsmethoden zunehmend abgenommen und in manchen Verläufen stellen sich auch hier die Fragen: Wo liegt hier noch der Sinn? Und wer hat sich dafür eigentlich entschieden? Die Gremien der Krankenkassen und Krankenhäuser, die diese Technisierung und Ökonomisierung zumindest zulassen, werden in Zukunft auf institutioneller Ebene über die Integration der Neurowissenschaften in die Psychotherapie entscheiden. Wenn dabei das technische Denken der wissenschaftlichen >Aufklärer< maßgebend werden sollte, ist zu befürchten, dass sich die *Integration der Neurowissenschaften nach der Schablone des gesamtgesellschaftlichen Technisierungs- und Ökonomisierungsprozesses* gestaltet.

Damit kommen wir zurück zur mangelnden *Besinnung auf den Wert und die Wirkweise der psychotherapeutischen Praxis*. Sollte die Integration der Neurowissenschaften möglichst effizient an Zwecken wie Symptomreduktion und Funktionalität ausgerichtet werden, dann bedarf es eines psychotherapeutischen Selbstverständnisses mit dem Bewusstsein dafür, dass für Personen weder Symptomreduktion noch Funktionalität einen Selbstwert darstellen. Denn die betroffenen Patienten wollen sich nicht einfach nur besser fühlen oder funktionieren, sie wollen als Personen einen >Grund< im Leben haben, sich besser zu fühlen. Sie wollen eigene >Werte< finden und diese leben. Personen möchten ihre zwischenmenschliche Beziehung und auch gesellschaftliche Verhältnisse selbstbestimmt gestalten. Ein solches Leben kann nur innerhalb der psychotherapeutischen Praxis thematisiert und in der zwischenmenschlichen Praxis jeder einzelnen Person individuell verwirklicht werden.

Aus der naturwissenschaftlichen Perspektive der Neurowissenschaften aber kann die Person als Teilnehmer der zwischenmenschlichen Praxis mit ihren Gründen und Werten gar nicht erscheinen. Sollte also in Zukunft die psychotherapeutische Praxis an neurobiologischen Kriterien ausgerichtet werden, dann könnte das Empfinden für die Einzigartigkeit und die Existenzweise der jeweiligen Person hinter die neurobiologischen Beobachtungen und Erklärungen zurücktreten. Psychotherapie würde mit Zwecken wie Symptomreduktion und Funktionalität dann nur noch einen Anpassungsprozess an bestehende gesellschaftliche Verhältnisse fördern. Das konfrontiert denn auch die Psychotherapie